

Die Salzgaß und ihre Bewohner in Bingen

von Ludwig Foltz

München, den 10. Januar 1867

Digital erfasst und in pdf konvertiert von Horst-Dieter Kossmann
2009
(In originaler Fassung belassen)

Als man schrieb 1818, war ich neun Jahre alt und lebte bei meinen Eltern, die in Großvaters Haus wohnten, welches eine hervorragende Stellung in der Salzgaße in Bingen einnahm. Beim Großvater-Haus war eine eigenthümliche Sitzstelle, welche man den Boden nannte, und hier haben sich die Buben von der ganzen Gaße versammelt. Auch die Männer der Nachbarschaft lehnten oder saßen oft auf diesem Boden und unterhielten sich über mancherley Dinge. Dieser Boden, der eigentlich einen Kellereingang markierte, war mein Lieblingsplatz in müßigen Stunden, und wenn sich keine Cameraden zu mir gesellten, so habe ich mich auf dem Boden sitzend, ganz allein recht wohl befunden. Ich sah die Gaße hinauf, sah die Gaße hinab, ließ meine Äuglein an den Häusern vom Boden bis in die Giebel hinwandern, und wenn ich von den Häusern genug gesehen hatte, so wanderte mein Geist in die Häuser und sah sich das Leben in den Familien an. Da ich viele Häuser in der Salzgaße durch und durch und ebensoviele Menschen mit ihren besonderen Eigenheiten kannte, so war es für meine Phantasie nicht schwer, die genauesten Bilder in Bezug auf Räumlichkeiten und auf das Leben darin zu gestalten. Da ich mich schon oft und viel mit solchen Phantasiebildern beschäftigt habe, so haben sie sich in meinem Gedächtnis stark eingeprägt, so daß ich heute noch - nach 55 Jahren - mich ganz genau aller Details der Häuser und aller Menschen, welche sie bewohnten, erinnere. An jedes der verschiedenen Häuser knüpft sich für mich eine Geschichte, davon das Haus selbst ein Merkmal ist. Ich will es versuchen, die Häuser mit ihren Bewohnern der Reihe nach zu schildern, und damit man sich zurechtfindet in meiner Beschreibung des Einzelnen, so will ich vorerst über die Länge und die Gestalt der ganzen Gaße einiges sagen.

Die Salzgaße

Die Salzgaße steigt ziemlich steil vom Rhein aus einem alten Stadthor, dem Salzthor anfangend, dem Markt zu. Über dem Salzthor hat sich in vielen Stockwerken ein gothischer Thurm erhoben. Die einzelnen Räume im Thurm waren Gefängnisse. Landstreicher und Vagabunden sind vorübergehend in denselben festgesetzt gewesen und es war ganz gewöhnlich, daß durch die vergitterten Gefängnißfenster, die gerade über dem Thor sich befanden, ein Strohseil oder ein Bendel aus alten Stücken Leinwand und auch Thuch zusammengeknipselt herabhing, woran ein Strickbeutel, ein Hosensack oder Strumpf befestigt war, zu dem Zweck, daß man ein Almosen hineinstecke für die Gefangenen. Ein Stück Brod oder Geldstücke. Sah man rechts scharf am Thurm empor, und blieb der Blick an einem Gitterfenster hängen, so wurde man Hände gewahr, welche die Eisenstangen umfingen und dabei ein flehendes, oft recht abgehärmtes Menschengesicht. Dieser Thurm hat in dem Bild der Salzgaße das eine Ende gebildet. Das andere Ende der Gaße war gebildet durch ein großes Kaufmannshaus auf dem Markt, vor welchem ein Röhrenbrunnen, von rothem Sandstein, mit Löwenköpfen und einer Eisenvergitterung auf dem steinernen Rand des Brunnens, stundt. Um den Brunnen waren stets Mägde versammelt, welche Wasser zu holen hatten. Lustig und malerisch sah dieser Straßenabschluß aus. Der andere Abschluß mit den Gefängnißthüren hatte für den denkenden Beschauer etwas Trauriges. Die Salzgaße selbst war eine sehr belebte Straße. Fuhrwerke konnten nur mit allen Anstrengungen der Zugthiere, die häufig mit Schimpfen und Peitschenhieben angetrieben wurden, die steile Straße hinaufgebracht werden. Das Herabfahren in der Salzgaße konnte nur mit Radschuen bewerkstelligt werden und war auch oft gefährlich. Nichts konnte in der Salzgaße den gewöhnlichen Weg nehmen. Das Leben darin war immer mit einer besonderen außergewöhnlichen Anstrengung verknüpft. Im Winter gar, da war es lebensgefährlich. Die Buben haben das Eis, was sich vom Überwasser des Marktbrunnens schnell gebildet, benutzt um mit Schlitten vom Markt aus in einem Schuß zum Salzthor hinauszufahren. Alle Buben der Stadt haben sich in der Salzgaße mit Schlitten eingefunden und ganze Züge Schlittenfahrer sausten die Gaße hinab. Oft gab es da Anstöße und Verwirrung. Da Buben nur so gern den Schlitten herabgefahren, dahinten gelten Beulen wenig geachtet. Hinkend brachte man den Schlitten auf der glatten Straße dem Markt zu, und das lustige Fahren bis gegen das Salzthor wurde wiederholt.

Von der Salzgaße gingen schmale Seitengäßchen ab, die mancherley bothen. Eins dieser Seitengäßchen führte an einem Rad- oder Ziehbrunnen vorbei und war von Mägden und Wasserholenden viel benutzt. Das andere Gäßchen ging an vielen Winkeln von Hintergebäuden und Öconomiehöfen vorbei in die Judengasse und war infolge dessen meist von Juden und Mistfuhren belebt. Beim Stadthor gingen rechts und links kleine Gäßchen ab, welche auf einer Seite die Stadtmauer, auf der anderen Seite Häuser armer Leute hatten. Glaube jetzt genug über die Gestaltung der Salzgaße und ihrer Abzweigungen gesagt zu haben und will jetzt von einzelnen Häusern und charakteristischen Merkmalen ihrer Bewohner erzählen.

Das Wirthshaus „Zum rothen Ochsen“

Das Haus neben dem Salzthor war ein Wirthshaus „Zum rothen Ochsen“. Das Boden (Laden)-Geschoß hatte große Bögen. Die Bögen am Eck des Hauses gehörten dem großen Wirthszimmer an. Diese Bögen hatten Fenster, in welche kleine runde Scheiben eingesetzt waren. Roth und weiß gestreifte Vorhänge waren an der unteren Scheibe der Fenster sichtbar. Ein Bogen bildete den Eingang in ein großes Haus. Die Decke des Hauses war mit starken Balken und dazwischen Vertäfelung gebildet. (Kam man von der Bogenthür des Hauses, so war links die Thür ins Wirthszimmer.) Dieselbe hatte ein kleines Fenster und davor ein Vorhängchen. Auf derselben Seite weiter zurück war die Küchenthür. Der Wirthshausthür gegenüber war ein Metzgerladen, weil der Wirth auch zugleich Metzger war. Der Metzgerladen hatte eine Auslage nach der Gaße zu mit zwei Bögen. Da hingen Ochsenviertel, abgezogene Schafe und Schweine, dabei Wurst aller Art. Der Hausstock über dem Ladengeschoß hatte viele Fenster. Die weißen Wände des ersten Stockes waren mit Schiefersteinen benagelt. Hinter den Fenstern sah man weiße Vorhänge, da waren die Gastzimmer für feine Gäste. Über diesem Stockwerk war ein hoher Giebel, gleichfalls mit großen und kleinen Fenstern dreimal übereinander, und die Außenwand dieses Giebels war gleichfalls mit Schiefersteinen benagelt. Eine Langseite dieses Hauses ging in die kleine Gaße und hatte sich gegenüber die alte hohe Stadtmauer. Hinterhalb dieser Langseite war wieder ein Gäßchen, so daß der „Rothe Ochsen“ von drei Seiten frei stand. An dem Gäßchen bei dem Wirthshaus waren ein untermauerter Hof mit großem Einfahrtsthor, ein Schlachthaus, Stallungen, Heu- und Wagenschuppen. Vor dem Hause, theils in der Haupt-, theils in den Nebengassen, sah man zeitweilig die Wagen der einkehrenden Fuhrleute unterstehen. Unter diesen Wagen lagen meist große Hunde, welche die Fuhrleute zu ihrem Schutz hielten.

Der Wirth selbst hatte aber auch Hunde. Einen großen Metzgerhund, weiß und schwarz gefleckt und einige Bauernspitze, welche gute Rattenfänger sein sollten. Stundt der beleibte Ochsenwirth vor seiner Hausthür und sah den hantierenden Fuhrleuten und seinem Hausknecht zu, wenn sie sich bei den Wagen und bei den Pferden zu schaffen machten, so war er reichlich von seinem Hundegethier umgeben. Der große Metzgerhund stand dicht an seiner Seite, die beiden Spitze saßen auf ihrem Hintertheil hinterhalb der runden Waden des dicken Wirthes. Angethan war der Wirth mit kurzen schwarzen Hosen, die an den Seitensäcken förmlich glänzten von Schmutz und Fettigkeit. In den Hosensäcken war immer viel Geld, dabei holte er es mit seinen fettigen Händen und ließ es durch die Finger rutschen, so daß es Vorübergehende auch wahrnehmen konnten. Blau waren seine Strümpfe und über dieselben waren geschmierte, faltige Lederstiefel gezogen, die bis über die Waden hinauf gezogen und durch Bendel an den kurzen Hosen festgebunden waren. Ein rothes langes West ging über die Brust bis auf den Bauch hinab und hatte viel kleine runde und blanke Knöpfe. War der Wirth nicht in Hemdsärmeln, so hatte er eine buntthuchene Jacke an mit großen Seitentaschen. Sein Uhrgehäng, wie Uhrenschlüssel, Petschaft und rothen Corallenkugeln von der dickbauchigen Uhr, die durch das West wie ein großer Buckel sichtbar war, war ein besonderes Merkmal des Wirths und Metzgermeisters. Ein aufgedunsenes, rothes bartloses Gesicht, weiße Haare an den Schläfen und hinter den Ohren, auf dem Kopf eine lange Zipfelmütze, bildeten die Krone dieses Menschen.

Daß eine Frau im Hause war, weiß ich mich nicht zu erinnern. Aber eine junge Base, gleichfalls dick und rund an allen Gliedern, mit gutmütigem Ausdrucke des Gesichts, angethan mit dunkelblauem Kleid mit weißen kleinen Blümchen, darauf ein Spenser, der von den Hüften aus in Falten noch mehrere Handbreit herabhing. Weißer Schurtz, weiße Haube mit Spitzen und rothen Bändern, ein weiß Halstuch

mit langen Spitzen über den Rücken herabhängend und über die Brust gekreuzt, werkhätiger Anzug der Base. Nur selten war die Base sichtbar. Zeitweil habe ich sie gesehen, wenn sie aus den Fenstern des ersten Stocks Betthücher und anderes auslüftete und ausschwang. Mägde wurden sehr oft gewechselt, so daß man kaum Zeit fand, sich einen Begriff des dienenden weiblichen Personals zu machen.

Später einmal wurde ein junger Mann, fein bürgerlich angezogen, mit schöner Uhrkette, fetten, schwarzen Haaren, die aufmerksam gekämmt waren, und gewichsten Stiefeln beim Ochsenwirth sichtbar. Dieser war der Bruder der schon bekannten Base. Und jetzt konnte man bald merken, daß die Wirthschaft durch diesen Bruder eine Umgestaltung erleiden sollte. Eine zweispännige Landkutsche wurde angeschafft, ein einspänniges Schäßchen wurde gekauft, und Pferde wurden durch den Hausknecht zur Tränke und in die Schmiede geführt. Und die Anschaffungen hatten den Zweck Lohnkutscherey auszuüben. Haben vornehme Reisende Wagen und Pferde vom Ochsenwirth benutzt, so war das Riemenzeug der Pferde glänzend geschmiert, die Meßingschnallen blank geputzt, die Hufe der Pferde eingefettet, und der junge Vetter im glatt gebürsteten Hut mit blauem Thuchmantel, der viele Krägen übereinander hatte, saß als Kutscher auf dem Bock und hielt, wie der König den Szepter, seine Peitsche mit dem blanken Meßinggriff aufrecht stehend in der Hand. Immer wieder die Fremden durch viele Gaßen zu fahren, damit Bingen die neue Herrlichkeit recht besehen konnte.

Die Bewohner der Ochsenwirthschaft haben mit der Nachbarschaft nur wenig Gemeinschaft gepflogen. Sie lebten für sich und zeigten ihren Stolz. Manchmal konnte man im Gäßchen Hundegebell vernehmen. Sah man sich danach um, so hatte der Hausknecht des Ochsenwirthes in einer Rattenfalle eine große Ratte. Hinterdrein schritt der elegante Vetter und hetzte die Hunde an die Rattenfalle. Der Wirth sah mit lächelnder Mine nach und fort ging es durch das Salzthor dem Rhein zu. Wie toll und bellend umsprangen die Hunde das gefangene Rattenthier. Am Wasser wurde die Falle aufgezogen, und versuchte die Ratte sich durch die Flucht zu retten, so wurde sie von den Hunden überfallen, mit den Zähnen gehalten und ein heftiges Beuteln seitens des verbissenen Hundes machte der geifernden und schreienden Ratte bald ein Ende. Gab die Ratte kein Lebenszeichen mehr von sich, so wurde sie den Hunden entrissen und am Schweif weit in den flutenden Rhein geschleudert. Hausknecht und der Herr Vetter, umsprungen von den siegestrunkenen Hunden, zogen triumphierend heim. Den Hunden wurde geschmeichelt und gestreichelt und von ferne sahen die Buben diesen Geschichten zu.

Ich weiß mich aber auch zu erinnern wie die Wirthschaft beim Ochsenwirth abnahm. Schaisen und Pferde wurden alt. Der Wirth war gichtkrank. Der Vetter wurde ein Säufer und Raufbold. Die Base ging jetzt viel in die Kirche und ist bald ganz aus dem Hause verschwunden. Die Fuhrleute kehrten nicht mehr ein. Der Metzgerladen hatte kein Ochsenfleisch mehr und zuletzt wurden auch keine Schweine und Kälber mehr geschlachtet. Haus und Hof kamen in Besitz eines Wucherers, der keine Wirthschaft mehr betrieb, sondern einen Großhandel (Holzhandel) führte. Und wohin der Ochsenwirth und sein Vetter gekommen sind, weiß ich nicht.

Das Haus der Seiler Wittwe

Neben der Ochsenwirthschaft war ein ganz schmales Haus angebaut. Dasselbe hatte zu ebener Erde ein Fenster, was ein langes tiefes Zimmer beleuchtete und neben dem Fenster eine schmale Hausthür. Neben der Hausthür war ein schmaler Seilerladen angebracht. Um die Hausthür herum bei dem hohen, schmalen Fenster des Ladens hingen Stricke, dünne und dicke Spagatschnüre und Hanf zum Verkauf aus. Der erste Stock hatte Riegelwände und zwei Fenster.

Ein zweiter Stock war dem ersten ganz gleich. Darauf ruhte ein Giebel, an demselben ein Balken hervorgeschoben mit einer Rolle, und Hanf und Seile wurden auf den Dachboden aufgezogen. Rechts und links vom Haus waren zwei Dachrinnen, weit in die Straß herausgestreckt und getragen von verzinnnten Eisenstangen. Hinter dem Fenster des Wohnzimmers im Bodengeschoß saßen immer Katzen, die sich nie vors Haus wagen durften, weil sie sonst von des Ochsenwirths Hunden gebissen worden wären. Bei den Katzen am Fenster, neben einem Blumenstock, sah man immer eine reinliche Bürgersfrau sitzen. Es war das die Wittwe des verstorbenen Seilermeisters.

Das Seilergeschäft hat sich mit einem alten Vetter, der immer fleißig war, fortgeführt. Außer der Wittwe und dem Vetter waren noch zwei Mädchen im Hause. Töchter der Meisterin, auch diese reinlich und bescheidene Kinder, sah man statt der Mutter bei den Katzen am Fenster sitzen.

Die Mädchen von 18 und 20 Jahren hatten eigentlich ihren Hauptaufenthalt im ersten Stock, wie das an den vielen Blumen, welche an den Fenstern stundten und an den blau-weiß-gestreiften Vorhängen zu entnehmen war. Zeitweil sah man Arme und Mädchenhände, die an den Fenstern stehenden Blumen begießen. Vor der Meisterin und ihren Töchtern hatte die ganze Nachbarschaft eine rechte Achtung. Niemand wußte ihnen was Nachtheiliges nachzureden. Zurückgezogen und sparsam lebten sie zusammen.

Der Vetter, der das Seilergeschäft für die Wittwe fortführte, war mir wohlbekannt. Bei meinem Herumstreichen an den Ufern des Rheins sah ich ihn still und emsich rückwärts gehend auf der Seilerbahn Fäden spinnen. Ein armer Bub drehte dabei das Rad und sang oder pfiß dabei ein Lied. Zu jeder Zeit des Tages, von früh morgens bis in die Nacht, konnte man den Seiler mit gebeugtem Rücken langsam Schritt um Schritt rückwärtsgehend sehen, wie er von der Maße Hanf, die er um seinen Leib gelegt hatte, mit dem Daumen und dem Zeigefinger auszupfte und Fäden drehte. War das lange Rückwärtsgehen unter den Weidenbäumen an seinem Ziele angelangt, so gab er dem raddrehenden Buben ein Zeichen mit der Hand, und das Rad blieb stehen. Der Faden wurde an einer Stange, an einem eingeschlagenen Haken befestigt und rasch ging der Seiler mit dem Hanf um den Leib denselben Weg vorwärts, den er langsam rückwärts gemacht hatte. Neuer Hanf wurde umsichtig beim Rade angeschlagen, der Bub mußte drehen und aufs neue begann der Rückschritt. Und so ging es fort und jeden Tag auf derselben Bahn vielhundertmal hin und zurück. Und seit 30 Jahren hatte der Seiler immer dasselbe gethan und hatte vielhundertmal ein und denselben Weg hin und her gemacht. Was war es, was dem Mann die Ausdauer gab, die gleiche und geistlose Sache ein ganzes Leben hindurch zu wiederholen. Er hat sich damit die innere Freude verschafft für seine Base Meisterin und ihre beiden Kinder den Lebensunterhalt zu schaffen. Und das, was er für sein eigenes Leben brauchte, wurde ihm mit Liebe gegeben, und aus dieser Liebe und Anerkennung sah er den Dank von guten Menschen und bei solchen Empfindungen tuth der brave Mensch mit Freude alles, was auch anderen langweilig scheinen mag.

Nach vollbrachter Tagesarbeit stundt der Vetter an schönen Abenden bei der Hausthüre, oder er hatte eine Bank an die Thür gestellt worauf er mit überschlagenen Beinen saß. Die Zipfelhaube ganz lustig auf eine Seite des Kopfes geschoben und von Vorübergehenden sich grüßen lassend und selbst alle Nachbarn grüßend, schmauchte er aus einem Pfeifenkopf, mit Silber beschlagen, den Knaster.

An Sonn- und Feiertagen hatte er einen hanfgelben Rock an, blaue Strümpfe und Schnabelschue. Die kurzen Hosen wurden nur sichtbar, wenn der Wind die langen Rockflügel in Bewegung setzte. So angethan ging er sonntags in Hauptstraßen und wenn diese auch Umwege waren, zur Pfarrkirche. Dort sang er mit heller Stimme aus dem Gesangbuche und nach dem Sonntagsamt suchte er mit der Meisterin und ihren Töchtern zusammenzutreffen, sich an dieselben anschließend wurde der Weg nach Haus um die Stadt und durch die Allee gemacht. Ein Begegnen auf diesem Heimweg mit Freunden oder guten Nachbarn war gewöhnlich. Da wurde Halt gemacht und freundliche Besprechungen, Beobachtungen und Wünsche in der Gesellschaft vorgebracht.

In das Innere des Seilerhauses bin ich nie gekommen. Für meinen Drachen habe ich den Spagat, der in Bingen Kordel genannt wird, im Laden gekauft. Jedesmal war es die verwittwete Meisterin, die mir freundlich diente und mir allemal mehr gab, als ich zu fordern hatte. Die Mädchen kamen selten aus dem Hause, nur an den Sonntagen hatten sie regelmäßige Ausgänge in die Kirche und auf Umwegen mit der Mutter nach Hause zurück. Der Seilerbub holte Wasser am Brunnen. Die Meisterin hat in eigener Person die Einkäufe beim Bäcker, Metzger und auf dem Wochenmarkt gemacht.

Das Steffani-Haus

Neben dem Seilerhaus stundt das Steffani-Haus, auch schmal und hoch. Zu ebener Erde waren zwei große Bögen, hinter diesen ein großer Spezereyladen. Dieser Laden war auch der Durchgang durch die

Wohnzimmer, die zurück im Hause gelegen waren und durch einen kleinen Hof ihr Licht erhielten. Über dem Laden waren zwei Hausstöcke mit großen Fenstern, an denen Schalusieläden, weiß angestrichen, angebracht waren. Das nahm sich sehr reinlich aus auf den dunklen Schieferplatten, mit welchem die Außenseite des schmalen Hauses überzogen war. Ein hoher Giebel mit mehreren Fenstern, gleichfalls mit Schiefer bedeckt, bildete die Krone des Hauses. Links und rechts vom Giebel waren Wasserspeyer aus Eisenblech in phantastischen Formen gebildet. Drachenköpfe mit spitzen Zähnen im aufgesperrten Rachen, spien das Regenwasser in die Mitte der Salzgaße beim vorkommenden Regenwetter.

Der Eingang in den Laden und das Haus hatte Glastüren mit sauber geputztem Meßingbeschlag und reinlichen Fensterscheiben. Der Laden selbst war häufig der Sammelplatz junger Leute, welche mit den Ladendienern bekannt und vertraut waren. Diese jungen Männer sah ich oft als kleiner Knabe im Laden auf der Auslage oder auf Fäßern und Lieferballen herumsitzen und sich unterhalten. Der Herr des Hauses, ein eingewanderter Italiener, war leutselig und mischte sich viel in die Gespräche der Besuchenden. Die junge Frau, mit großen schwarzen Augen und Haaren, saß gleichfalls häufig mit ihrer Handarbeit im Laden und mag wesentlich dazu beigetragen haben, daß so viele wohlhabende Bürgersöhne sich so gern einfanden. Auch gebildete junge Ehemänner pflegten gern mit dem weitgereisten schwarzen Italiener Steffani Bekanntschaft.

Steffanis hatten ein Kind, ein Mädchen vom schönsten Ausdruck, mit gelockten schwarzen Haaren und prächtigen Augen. Diesem einzigen Kind wurde viel Aufmerksamkeit zugewendet. Es war immer noch schöner gekleidet als die Mutter und hatte zum Spielen ein Lämmchen und ein kleines weißes Hündchen. Diesen lebensfrischen Hausnachbarn wurde durch das Schicksal ein harter Schlag versetzt. Die Frau Steffani wurde sehr krank, mußte lange das Bett hüten, und ich hörte allerley Bedenkliches und Sonderbares über ihr Krankseyn erzählen. Still war es im Hause. Mein Vater hat öfter noch Besuche bei Steffanis gemacht und brachte einmal die Nachricht nach Hause, daß die Frau unheilbar sey, und daß sie vielleicht noch mehrere Jahre leben könne. Da wurde es auch still in unserem Hause, weil wir alle den lebhaftesten Antheil an Steffanis Leid und Freud nahmen.

Bald kam die Frau wieder zum Vorschein, sie konnte aus dem Bette sich in den Laden begeben. Da war für sie ein Lehnstuhl mit weichen Kissen hingestellt. In diesem saß sie halb und halb. Wenn ich etwas zu kaufen von meiner Mutter geschickt wurde, so sah ich das leidende Wesen, bleich mit eingefallenen Wangen und freundlichen Augen, still dasitzen. Bei ihr ihr lebensfrisches Kind, was sie umschlungen an sich drückte. Das kleine Hündchen war auch dabei und saß der Gruppe zur Seite.

Wieder kam das Schicksal und führte einen neuen Schlag. Das Mädchen wurde krank und starb auch. Beim Tod des Mädchens sagten die Leute: Es war vorauszusehen, daß das engelschöne Kind nicht lange leben würde. Es war ja ein Engel, von Gott auf die Erde gesetzt und damit es ein Engel bleiben könne, mußte Gott es früh zu sich nehmen, sonst wäre es am Ende von der bösen Welt verdorben worden und hätte seine Engelsunschuld verloren. Die schönen Augen der leidenden Mutter waren jetzt oft mit Thränen gefüllt. Das kleine Hündchen wurde bissig, wenn Leute in den Laden zum Einkaufen kamen, weil es fürchtete, daß man seiner Herrin etwas zu Leid thun wollte. Es mußte darum fortgeschafft werden und leise und still war jetzt die Kranke, wurde immer matter und matter. Und fragte man nach ihrem Befinden, so lächelte sie und mit leiser Stimme gab sie zur Antwort, es geht besser, ich habe keine Schmerzen und bin zufrieden mit allem. Mäuse ließen sich im Laden sehen und umliefen die Kranke. Suchten da und dort Futter und die Kranke wollte nicht, daß man die kleinen Wesen von ihr verscheue. Dort sei's das lachende Leben, wenn auch ganz klein um sie herum, gewährt mir Freude. Niedergedrückt und mit traurigen Augen sah ich einmal den Herrn Steffani in unser Haus kommen und nach meinem Vater fragen. Lange waren die Freunde in Vaters Malerzimmer beisammen. Wie mittags mein Vater zu Tisch kam, sah er gleichfalls traurig aus.

Frau Steffani ist gestorben. Es ist das ein Glück und ist doch dabei soviel traurig. Am zweiten Tag danach sah ich den Leichenzug. Halb Bingen, alle Bruderschaften mit brennenden Kerzen, bethend und singend zogen die Salzgaße hinauf in langem, langem Zug. Dabei der Sarg der jungen Frau, über und über mit Blumenkränzen belegt und behangen. Zum hochgelegenen Friedhof bewegte sich der Zug durch Gärten und Weinberge. Ergreifend war die Rede des Geistlichen, der Weihrauch stieg empor, und die Thränen der Leidtragenden fielen zur Erde.

Der Mann darf sich vom Schmerz und der Trauer nicht gänzlich niederdrücken lassen, so that auch der alleinstehende Herr Steffani. Bald sah er wieder gern Freunde um sich, unterhielt sich lebhaft mit ihnen, und nach und nach hat die Zeit die Wunde vernarbt.

Mein Vater war jetzt häufiger wie sonst im Steffani-Haus. Einmal, da ich meinen Vater dort wußte, wurde ich hingerufen. Ich lief was ich konnte. Dort angelangt sah ich den Herrn Steffani und meinen Vater lebhaft bei einem großen, in Schweinsleder gebundenen Kupferwerke, sprechen. Ich wurde von meinem Vater an der Hand gefaßt, das Buch wurde mir vorgelegt, und die Blätter wurden vor meinen Augen nach und nach umgeschlagen. Ich sah Städte-Ansichten, Schlösser und Paläste, Kanäle mit Schiffen und an den Ufern Häuserreihen, über welche Kirchthürme hervorragten. Alle Bilder waren mit reichen Staffachen versehen, vorzugsweise sichtbar Carossen, wobei der Kutscher auf hohem Bock saß und zwei oder drei Bediente auf dem Hintertheil des Wagens, bestens stundten. Mit tiefen Complimenten wurde von Vorübergehenden in die Carossen begrüßt. Buben liefen auf den Plätzen und Gaßen. Schwere Güterwagen, hoch mit Kisten und Gütern beladen fuhren einher. Auf einige elegante, sich begrüßende Herren, die sich tief und steif zueinander neigten, daß die Frackschöße und die Degen gegen den Himmel strebten, und die entblößten Köpfe mit Perücken und Haarzöpfen beinah den Erdboden berührten, wurde ich aufmerksam gemacht und gefragt, ob ich diese Figuren nicht kenne, und ob ich sie nicht schon irgendwo gesehen habe. Ich stierte ins Buch. Allerley verschwommene ähnliche Bilder wie diese im Buche hatte ich im Kopfe, und wie ich wiederholt vom Herrn Steffani gefragt wurde, ob ich denn die Complimentemacher nicht schon einmal gesehen hätte, sagte ich „nein“. Der Herr Steffani lächelte. Mein Vater aber machte eine sehr ernste und bedenkliche Mine. Ich wurde fortgeschickt, hörte aber noch im Fortgehen, wie mein Vater sagte, daß es ihm recht leid thue und er wirklich in großer Verlegenheit sey, und er das Buch jetzt nicht zurücknehmen könne. Diese Geschichte hat mir allerley Kopfzerbrechen gemacht. Bei der Mutter saß ich und zeichnete wie der Vater mit dem bewußten großen Buch unter seinem Arm in unser Wohnzimmer trat, der Mutter in meinem Beysein das Buch gab. Die sogleich sagte, das ist ja die Stadt Paris, welche uns vor einigen Jahren gestohlen worden ist. Da fiel es mir wie Schuppen von meinen Augen. Auch ich erinnerte mich jetzt des Buches und all seiner Bilder und war bei Steffanis so zerstreut, daß diese Erinnerung in mir nicht zur Klarheit geworden ist. Habe aber dadurch meinen lieben guten Vater recht in Verlegenheit gebracht.

Aber der Herr Steffani, der das Buch um ein kleines Geldstück gekauft, hat auch ohne meine Zeugenschaft die Überzeugung gewonnen, daß die Stadt Paris dem Freunde Foltz gehöre. Der Vater hat an den Herrn Steffani die kleine Auslage ersetzt und brachte das Buch wieder in seine Bibliothek. Diese „Stadt Paris“ ist heute noch da und befindet sich bei mir. Sooft ich den schweinsledernen Folioband zu Gesicht bekomme, steigt auch dieses Erlebnis in meiner Erinnerung wieder empor.

Das Gönner-Haus

An das Steffani-Haus war das Haus vom Perückenmacher Gönner angereiht. Das Haus und seine Bewohner hatten was ganz Absonderliches, man darf sagen etwas Komisches. Schmal war das Gönner-Haus. Noch schmaler wie das Steffani-Haus. Zu ebener Erde war ein Fenster ziemlich hoch über dem Boden, und neben diesem Fenster die Hausthüre. Im I. und im II. Stock des Hauses waren jedesmal zwei schmale Fenster. Das ganze Haus war in seinen drei Stockwerken roth angemalt. Der Giebel des Hauses war hoch und mit Schieferplatten benagelt. Im Giebel waren nur Dachbodenlöcher. Überhaupt hatte das ganze Haus etwas Ärmliches. Da und dort war die rothe Farbe vom Wetter abgewaschen und ein gelber Anstrich mit verwischter Ornamentmalerey konnte man wahrnehmen.

Was aber hinter dem Fenster sichtbar wurde, zeugte von großer Reinlichkeit im Inneren der Hausräume. Der schmale Eingang ins Haus war zugleich ein Verkaufsladen von kleinen Lebensbedürfnissen. Schwefelhölzer, Bendel und Garn, Seife, Lichter, Limburger und anderer Käß, Nachtlichter, Butter, Salz, Besen von Birkenzweigen und von Schweinsbürsten, Staubbesen und Pinsel, Linsen, Bohnen und Erbsen, Brennöl und Essig war das Hauptsächlichste, in kleinen Vorräthen an einer Seitenwand